

Text 1

Jochen Wegner: Zukunftskram

Hätten sich die Futuristen des vergangenen Jahrhunderts unseren heutigen Alltag ausgemalt, es wäre wohl eine lächerliche Version wie diese dabei herausgekommen: Ein Winterabend im 21. Jahrhundert, das kollektive Elektromobil, das der Mann der Zukunft zufällig am Straßenrand gefunden und durch einen bloßen Wink mit seinem Funkchip geöffnet hat, bringt ihn lautlos nach Hause. Das satellitengestützte Sensorsystem an seinem Handgelenk zeigt jetzt Geokoordinaten in Berlin-Prenzlauer Berg, dazu Außentemperatur, Luftdruck, Atomzeit. Die Wohnung registriert die sich nähernden Koordinaten und macht schon mal das Licht an, das selbstorganisierende drahtlose Soundsystem spielt zur Begrüßung leichte, elektronisch erzeugte Musik.

Später schaut der Mann der Zukunft Abendnachrichten. Sein Sohn klinkt sich per Video-Verbindung von unterwegs in die hochauflösende Wandprojektion ein und fragt, ob er sich ein neues Spiel auf seine Taschenkonsole laden darf. Während der Mann der Zukunft seiner digitalen Assistentin eine Notiz diktiert, mit den Kindern am Wochenende streng über ihren Medienkonsum sprechen zu wollen, wirft die halbautonome Zimmerdrohne seiner Tochter das Glas mit dem Feierabend-Wein um. Ach ja, und: Die Mauer ist weg, und der Mann der Zukunft hat ein Windenergie-Abo.

Diese Geschichte, Sie ahnen es, beschreibt nicht die naive Vision einer Wunderwelt, sondern den authentischen Alltag eines zeitgenössischen Mannes, umgeben von seiner Sammlung digitaler Körperfortsätze, vulgo: Gadgets. Ich bin dieser Mann, und ich bin glücklich.

Warum ist das so? Die Frau sagt, tief in mir stecke eben ein Nerd, sie liebe mich aber trotzdem. Meine Bibliothek von alexandrinischem Ausmaß umfasst unter anderem das Werk von Büchner, Brecht und Beckett, Popper, Nietzsche und Hegel, Murakami, Bolaño und Mann. Bin ich ein Nerd, nur weil diese Bibliothek nicht in handgezimmerten Eichenregalen ruht, sondern in der Cloud? Zugegeben, es ist auch für mich befremdlich, dass sich in meinem sonst eher reduzierten Haushalt bei Zählung anlässlich dieses Beitrags 9 Kopfhörer fanden, 8 Tablets, 7 Mobiltelefone, 5 Laptops, 4 digitale Fotoapparate, 3 E-Book-Reader, 3 verschiedene Fitness-Tracker, 2 inkompatible funkgesteuerte Beleuchtungssysteme, 2 GPS-Uhren, 1 Drohne, 1 digitaler Stift mit eingebauter Infrarot-Kamera und 1 streichholzschachtelgroße, schockgesicherte, tauchfähige Videokamera mit Kino-Auflösung. Ich weiß genau, welche Tablet-Modelle man sorglos mehrfach in die Badewanne fallen lassen kann (und welche besser kein einziges Mal). In Hotels hacke ich manchmal das Hausnetz und etabliere dank eines mitgebrachten Taschenrouters mein privates, kostenloses WLAN.

Den von vielen beklagten Zwang, ständig online sein zu müssen, empfinde ich nicht. Ich bin ruhiger, wenn ich Netz in der Nähe weiß. Das sei, erklärte mir kürzlich eine Neuropsychologin, entweder ein Zeichen von Sucht oder von Transzendenz. Sucht schloss sie in meinem Fall gnädigerweise aus, zumal ich mich bereits eine Stunde mit ihr unterhalten und nicht ein einziges Mal mein Smartphone berührt hatte. Transzendenz ist mir als Erklärung auch lieber: Ich habe das beruhigende Gefühl, eingeloggt Teil von etwas Größerem zu sein.

Mein digitaler Lebensstil, behaupten hingegen ernst zu nehmende Soziologen, Psychologen, Bildungsforscher, FAZ-Herausgeber sowie meine Mutter, stresse nicht nur, er mache auch dumm. Ein Blogger des New Yorker stellte als Gegenthese kürzlich folgendes Gedankenexperiment an: Angenommen, ein hochgebildeter Zeitreisender aus dem Jahr 1914 landet in der Gegenwart. Man setzt ihn vor einen Vorhang, hinter dem sich eine zufällig ausgewählte Bürgerin des 21. Jahrhunderts befindet, der der Zeitreisende nun beliebige Fragen stellen kann, um ihre Intelligenz zu ergründen.

Der Zeitreisende müsste bald zur Ansicht gelangen, dass die Menschheit in nur 100 Jahren einen dramatischen evolutionären Sprung gemacht und Superintelligenz erlangt hat. Denn die Frau aus dem 21. Jahrhundert hinter dem Vorhang könnte noch so abwegige Fragen präzise beantworten – fehlerfrei Shakespeare rezitieren, komplexe Berechnungen in Sekunden ausführen, abgelegenste Teile der Erde detailliert beschreiben, wohlformulierte Antworten auf die tiefsten philosophischen Fragen geben und in vielen Sprachen parlieren, wenn auch stockend und mit seltsamer Aussprache.

In Wahrheit ist die Frau des 21. Jahrhunderts natürlich nicht superintelligent, sondern hat ihr internetfähiges Handy dabei. Dank unserer digitalen Körperfortsätze, folgert der New Yorker, seien wir „prothetische Götter“. Das finde ich übertrieben.

Für mich bleibt die Frage, ob all meine Gadgets nicht genau das sind: meine persönliche Suche nach beschleunigter Evolution. Und ob sie mich nicht doch zu einem neuen, vielleicht sogar ein wenig besseren Mensch-Maschine-Wesen machen.

– (Aus: Zeit online vom 27. März 2014. Unter: <http://www.zeit.de/2014/14/mann-gadgets-evolution> [Zugriff 19.05.2014])

Aufgabe

1. Verfassen Sie einen ähnlichen Text (zustimmend oder ablehnend) über Ihren digitalen Alltag.

Text 2

Judith Liere: Dreißigochwas

Wenn man für sich beansprucht, nah dran am Puls der Zeit zu sein, ist es frustrierend festzustellen, dass man etwas offenbar Relevantes nicht mitbekommen hat. So wie Leute über 40 sich fühlen, wenn das neue Jugendwort des Jahres bekannt gegeben wird („Was? Was soll das bedeuten? Das hab’ ich ja noch nie gehört. Meine Güte, jetzt bin ich wirklich alt“), habe ich mich gefühlt, als ein paar meiner Freunde dauernd von „Tinder“ sprachen. Tinder, so lernte ich schließlich, ist eine Dating-App fürs Smartphone, die alle, wirklich alle meine Single-Freunde schon seit Monaten benutzen. Meine Güte, jetzt bin ich wirklich raus, habe ich gedacht.

Wenigstens habe ich nun einen neuen Satz für meine „Als ich, da hatten wir ja noch“-Sammlung. Solche Sätze werden meistens von älteren Leuten benutzt, um jüngeren klarzumachen, wie unvorstellbar hart ihr Leben früher war. Ich kann schon 14-Jährige mit meinem „Als ich 14 war, da hatten wir ja noch keine Handys“-Satz beeindrucken und ihnen erklären, dass man damals den Schulschwarm nicht einfach anchatten konnte, sondern auf dem Telefon, das bei den Eltern im Flur stand, anrufen und seine Mutter fragen musste, ob er zu Hause sei. Meinen zweiten Satz aus dieser Sammlung lasse ich gerne gegenüber Studenten fallen: „Als ich studiert habe, da hatten wir ja noch kein WLAN in der Unibibliothek. Wenn wir uns vom Lernen ablenken wollten, haben wir Solitär oder Tetris gespielt.“

Jetzt gibt es Tinder, die Dating-App. Meine Güte, bin ich wirklich raus?

Nun habe ich also einen dritten Satz: „Als ich Online-Dating gemacht habe, da haben wir ja noch stundenlang Parship-Persönlichkeitsfragen beantwortet.“ Vor ein paar Jahren gab es nur zwei Arten von Singlebörsen im Netz: Bei den einen musste man sehr ernsthaft und langwierig angeben, bei welcher Raumtemperatur man gerne schläft und ob man sich eher im Landhaus- oder im Loftstil einrichtet, bei den anderen bekam man dauernd Nachrichten mit entblößten Körperteilen, die man nie sehen wollte, geschickt. Jetzt gibt es Tinder, eine hippe, minimalistische App, man sieht ein Foto eines potenziellen neuen Partners aus der gleichen Stadt, diejenigen, die einem nicht gefallen, wischt man nach links weg, wischt man nach rechts, kann man sich treffen.

Falls das nun jemand als oberflächlich kritisieren möchte, dann sei ihm folgende Geschichte erzählt, die einer Freundin mit einem topseriösen Parship-Kandidaten passiert ist. Bei ihrem ersten Treffen, einem Spaziergang, ging der Mann nach ein paar Minuten plötzlich immer schneller und rannte schließlich einfach weg. Dabei waren die beiden laut hochwissenschaftlichem Persönlichkeitstest füreinander bestimmt. Früher war eben auch nicht alles besser.

– (Aus: Süddeutsche Zeitung vom 3./4. Mai 2014)

Aufgaben

1. Lesen Sie die Glosse von Judith Liere und halten Sie anschließend für Ihre Mitschüler fünf Merksätze zur Glosse fest.
2. Verfassen Sie selbst eine Glosse zu einem Thema Ihrer Wahl.